

Prof. Dr. Karl-Heinrich Bette
Institut für Sportwissenschaft
TU Darmstadt

Zur Soziologie des Dopings

Text auf der Grundlage eines Vortrags, gehalten am 30.5.2008 auf dem fachübergreifenden Kongress von „sport transparency“ zum Thema „Doping im Sport“, Wissenschaftszentrum Bonn

Der Spitzensport ist in den letzten Jahren zu einem festen Bestandteil der modernen Freizeit- und Unterhaltungsindustrie geworden. Wettkämpfe sind spannend, eignen sich für Heldeninszenierungen und stellen spektakuläre Events dar. Sportliche Großereignisse sind dabei nicht nur für die Medien bedeutsam, auch Wirtschaft und Politik profitieren davon, dass sportliche Konkurrenzen Massen dauerhaft begeistern können. Die Chancen- und Risikostruktur sportlicher Karrieren hat infolge dieser Entwicklung ein völlig neues Profil bekommen. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die weite Verbreitung des Dopings vornehmlich eine Konsequenz der veränderten biographischen Situation von Spitzensportlern ist. Denn offensichtlich versuchen immer mehr Athleten, den spezifischen Möglichkeiten und Risiken ihrer Lebenswelt mit Hilfe devianter Praktiken zu entsprechen. Und sie gehen hierbei notwendigerweise gravierende Folgerisiken in physischer, psychischer und sozialer Hinsicht ein. Um ein Verständnis dafür zu entwickeln, warum Doping inzwischen in vielen Disziplinen anzutreffen ist, sollen zunächst die typischen Risikofaktoren von Sportlerkarrieren herausgearbeitet werden, um dann in einem zweiten Schritt Doping als Bewältigungsstrategie hieraus abzuleiten. Ein drittes Kapitel skizziert unter dem Stichwort „Konstellationsmanagement“ die Chancen und Grenzen eines möglichen Anti-Doping-Pakts. Damit soll insgesamt deutlich werden, dass Doping entgegen vorschnellen alltagstheoretischen Einschätzungen keine Angelegenheit ist, die sich einfach aus dem Persönlichkeitsinventar einzelner Sportler, Trainer, Funktionäre oder Sportmediziner ableiten lässt. Doping ist weniger eine Sache "schlechter" Menschen, sondern verweist vielmehr auf soziale Bedingungen, die Devianz in erwartbarer Weise auslösen (Bette 2008). Warum sollte auch gerade im Spitzensport, so würde man als Soziologe fragen, sowohl national als auch international und über alle Disziplinen hinweg ein Sortiment von Akteuren versammelt sein, das sich kollektiv durch Charakterdefizite auszeichnete? Die Massenhaftigkeit der Verstöße und der eskalierende Charakter der Abweichung sollten vielmehr zu denken geben. Ein Blick in die biographi-

sche Situation von Spitzensportlern kann erhellende Einsichten in die sozialstrukturelle Bedingtheit der Dopingabweichung verschaffen.

Risikofaktoren in Athletenkarrieren

Das Hauptrisiko derjenigen, die sich im Leistungssport als Athleten betätigen, besteht darin, *während der Karriere erfolglos zu sein*. Diese Aussage erscheint auf den ersten Blick als banal, aber es ist gerade diese Selbstverständlichkeit des Scheiterns, die für den einzelnen Sportler zum Problem werden kann. Erfolglosigkeit kann dabei viele Gründe haben: Misserfolg ist zunächst das erwartbare Ergebnis der spezifischen Wettbewerbs- und Konkurrenzorientierung des Spitzensports. Sportliche Wettbewerbe erzeugen systematisch Verlierer, um Gewinner entsprechend profilieren zu können. Misserfolg ist deshalb kein Unfall, sondern der Fall, auf den man sich einzustellen hat. Für den einzelnen Athleten sind Misserfolge besonders in jenen Disziplinen zu erwarten, in denen die Konkurrenzintensität durch den globalen Wettbewerb besonders hoch ausfällt. Überall dort, wo Athleten aus vielen Ländern gegeneinander antreten und schärfste Konkurrenzbedingungen vorherrschen, wird der eine für den anderen zu einem starken biographischen Risiko.

Misserfolge entspringen weiterhin der extremen Körperabhängigkeit spitzensportlichen Handelns. Athleten können sich verletzen und altern, was ihre Erfolgstauglichkeit jeweils extrem beschneidet. Riskant ist außerdem die Möglichkeit, in einem gnadenlos nach Sieg und Niederlage sortierenden Sozialbereich nach jahrelangen Investitionen die Motivation zu verlieren. Eine Psyche, die irgendwann nicht mehr mitspielt, weil sie sich durch Ängste, Erfolgserwartungen oder die Öffentlichkeit des Rollenhandelns überfordert sieht, kann ein Engagement im Spitzensport abrupt beenden. Misserfolg als Hauptrisiko von Sportlerkarrieren kann zudem aus der Art der Leistungsmessung sowie sportinternen Kontextveränderungen herrühren. Es macht einen Unterschied, ob sportliche Leistungen nach Zentimeter, Gramm und Sekunde objektivierbar sind oder von den Definitionskartellen von Kampfrichtern abhängen. Und viele Karrieren mussten ohne größere internationale Erfolge beendet werden, weil der sportinterne Kontext durch Reglementänderungen, Olympiaboykotte etc. plötzlich eine andere Gestalt bekommen hatte. Risiken für Sportlerbiographien können sich auch aus der Knappheit und Instabilität von Förderbedingungen ergeben. Wer in einer bestimmten Karrierephase nicht auf den institutionell vorgesehenen Karrierezug aufspringen kann oder will, hat höchstens noch als Spät- oder Seiteneinsteiger die Möglichkeit, knappe Kaderplätze zu erringen.

Ein weiterer Risikofaktor für Sportlerbiographien ergibt sich aus der tatsächlichen oder vermuteten Dopingdurchsetztheit der eigenen Karrieresportart sowie der zögerlichen Haltung vieler Fachverbände in der Dopingbekämpfung. Verbände, die ihre Kontrollaufgaben nicht ernst nehmen, setzen ihre Sportler unter einen impliziten Dopingdruck und werden damit selbst Teil des Problems, das sie zu lösen vorgeben. Das heißt: Die weit verbreitete Risikoaversion der Sportverbände in der Dopingbekämpfung wird zu einem gravierenden Risiko für Sportlerkarrieren. Die bereits aufgezählten Risikoelemente können kumulative Wirkungen hervorrufen und eine Vielzahl kausaler Interdependenzen erzeugen. Sportler, die beispielsweise das Risiko des Verlierens durch erhöhte Trainingsanstrengungen verringern wollen, belasten dadurch eventuell Körper und Psyche in einer Art, die zu Verletzungen oder Demotivatio-
nen führt.

Verschärft wird diese Situation dadurch, dass Erfolglosigkeit aufgrund der genannten Bedingungen nicht nur für die Athleten riskant ist. Auch die korporativen Akteure des Sports, sprich die Verbände, sind auf dauerhafte Erfolge ihrer Athleten angewiesen, weil die Fördermittel wirtschaftlicher und politischer Instanzen von den sportlichen Leistungen der eigenen Athleten abhängen (vgl. Bette und Schimank 1996). Misserfolge betreffen also nicht nur einzelne Sportler, sondern sind Ereignisse, die sowohl das gesamte sportinterne Unterstützungsmilieu als auch außersportliche Bezugsgruppen beeinflussen. Auch Sponsoren brauchen dauerhafte sportliche Erfolge, um ihre Ausgaben zu legitimieren. Damit erfolgt eine gefährliche Verdopplung und Verstärkung des Risikoniveaus. Die Sportler geraten in eine Situation hinein, die den ohnehin schon vorhandenen Hochkostenstatus ihres Handelns zusätzlich erhöht.

Neben dem Risiko der Erfolglosigkeit während der Karriere werden Sportlerbiographien durch einen zweiten Risikokomplex geprägt, nämlich die *Zukunftsunsicherheit nach Beendigung der Sportkarriere*. Die Zukunft taucht spätestens dann als Thema im Erlebnishorizont von Athleten auf, wenn die eigenen Leistungen stagnieren oder zurückgehen, plötzliche Verletzungen auftreten oder das Karriereende aufgrund außersportlicher Restriktionen absehbar ist. Ein erster Riskofaktor ergibt sich aus der kognitiven und evaluativen Schließung des Sportlerbewusstseins. Athleten, die ihre Identität vornehmlich über sportliche Erfolge definieren und hierbei durch ein leistungsinteressiertes Umfeld bestätigt werden, tragen das Risiko des Sinn- und Identitätsverlustes nach dem Ende ihrer Sportkarriere. Ein weiterer Risikofaktor ist in der Totalisierung der spitzensportlichen Lebenswelt angelegt. Athleten, die einen Großteil ihres bewussten Lebens in sportlichen Gemeinschaften integriert waren, empfinden Entzugserscheinungen, wenn sie auf diesen

"sozialen Uterus" verzichten müssen. Das Risiko besteht darin, den Sport als Geborgenheitshort zu verlieren und einen "sozialen Tod" (Rosenberg 1984) zu erleiden, d.h.: alle über das Athletendasein vermittelten Macht-, Einkommens- und Partizipationschancen von heute auf morgen aufgeben zu müssen. Weitere Unsicherheitselemente entstehen aus dem ökonomischen Risiko, Leistungssport über mehrere Jahre betrieben oder sich körperliche Schäden eingehandelt zu haben.

Doping als illegitime Bewältigungsstrategie

In einer soziologischen Perspektive erscheint Doping nicht als eine zufällige Aggregation von Einzelfällen, sondern als eine Strategie, mit der Athleten auf die spezifischen Möglichkeiten und Zwänge ihrer Situation reagieren.¹ Man kann sagen: Doping wird im Spitzensport als eine Art Mehrzweckwaffe eingesetzt, um ein *Scheitern während* der Karriere zu verhindern und die *Zukunftsunsicherheit nach der Karriere* zu minimieren. Folgende Motive lassen sich modelltheoretisch aus den Risiken von Sportlerkarrieren ableiten:

Athleten dopen sich, erstens, um die im Sieg/Niederlage-Code vorgesehene Möglichkeit des Misserfolgs zu vermeiden. Die Unsicherheit darüber, wer gewinnt oder wer verliert, soll mit Doping in eine Sicherheit zu eigenen Gunsten transformiert werden. Athleten nutzen Doping, zweitens, als eine Strategie, um die Möglichkeiten des eigenen Körpers zu steigern und dessen Begrenztheiten auszugleichen. Der prinzipiell fehlbare Sportlerkörper soll durch gezielte Interventionen an das soziale, sachliche und zeitliche Anforderungsprofil der diversen Sportdisziplinen angepasst werden. Dopingpraktiken vermitteln zudem in Training und Wettkampf Körper- und Kickerfahrungen, die ohne illegitime Mittel nicht herstellbar sind. Doping ist, drittens, für offensichtlich immer mehr Athleten das Mittel erster Wahl, wenn es um die Passung von Psyche und Spitzensport geht. Gedopt wird beispielsweise, um Beeinträchti-

¹ Kontext und Handeln stehen dabei in einer nichtdeterministischen Beziehung (Bette und Schimank 1995: 107ff). Denn wie könnte man als Soziologe sonst erklären, dass nicht wenige Sportler, die in demselben oder in einem ähnlichen Kontext situiert sind, sich *nicht* dopen? Als Gründe für eine Dopingabstinenz lassen sich nennen: (1) das Vorhandensein außeralltäglicher Talentressourcen, (2) die Angst vor Entdeckung, Stigmatisierung und Krankheit, (3) die Einbettung der individuellen Akteure in ein sozial-moralisches Milieu in Familie, Verein oder Verband, (4) der fehlende Zutritt zu einem devianten Milieu, (5) Geldknappheit für die Durchführung teurer Dopingpraktiken, (6) das Vorhandensein von identitätsstiftenden Positionsalternativen außerhalb des Sports. Vgl. hierzu Bette, Schimank, Wahlig, Weber (2002: 368ff) und Bette und Schimank (2006: 127ff).

gungen durch Angst oder Aufregung auszuschalten, oder um Nervosität oder Müdigkeit zu vertreiben. Man interveniert in den Körper, um das Bewusstsein wettkampf- und erfolgfähig zu machen. Doping ist, vier-
 tens, im Spiel, wenn Sportler das Risiko ausschalten wollen, knappe institutionelle Fördermöglichkeiten zu verpassen. Die Teilhabe an den diversen Leistungen der Vereine, Verbände und anderer Förderinstanzen ist eine unverzichtbare Voraussetzung dafür, um auf hohem Niveau erfolgreich mithalten zu können. Misserfolg bei Wettkämpfen beinhaltet das Risiko, an diesen Ressourcen nicht teilhaben zu können oder von ihnen abgeschnitten zu werden. Doping kommt, fünftens, als eine Strategie ins Spiel, um dem impliziten Dopingdruck sowie der klammheimlichen Dopingakzeptanz vieler Verbände zu entsprechen. Sportlerkarrieren sind in der Tat riskant, wenn sie in Handlungsfeldern stattfinden, die maßgeblich durch Verbände gesteuert werden, die sich in Sachen Doping permissiv verhalten. Doping erscheint dann als ein Epiphänomen der auf Verbandsebene nicht gelösten Dopingkontrollprobleme. Dass in der Mehrzahl der Disziplinen meist kein offensives, sondern nur noch ein defensives Dopen stattfindet, deutet darauf hin, dass die Verbände Doping durch defizitäre Kontrollmaßnahmen strukturell miterzeugen. Doping findet, sechstens, statt, um die auf dem Leistungsindividualismus aufruhende Sportleridentität herzustellen bzw. am Leben zu erhalten. Der Leistungsindividualismus des zeitgenössischen Spitzensportlers nimmt den Siegescode beim Wort und prägt eine systemadäquate Identität aus, die Sportler nicht ohne weiteres aufgeben wollen und können. Doping gewinnt vor diesem Hintergrund den Status eines Hilfsmittels, das Athleten nutzen, um ihre Identität mit den nötigen Erfolgserlebnissen zu versorgen. Doping ist, siebtens, als eine Maßnahme zu werten, die auf eine Reduzierung ökonomischer Risiken abzielt. Ohne entsprechende Erfolge bei Wettkämpfen können weder die sportinternen Gelder noch die Unterstützungszahlungen von Sponsoren in Anspruch genommen werden. So entsteht ein Erwartungsdruck auf seiten der Sportler, dauerhaft erfolgreich sein zu müssen - und dies in einer Situation, in der alle anderen Mitkonkurrenten das Gleiche anstreben. Doping kommt, achtens, als Sekundärdevianz ins Spiel. Bereits vollzogene Abweichung soll nach außen durch weitere Devianz verheimlicht werden. Es gilt, die mit Hilfe illegitimer Praktiken erzielten Leistungen im nachhinein nicht als Dopingrekorde zu denunzieren. Abweichung führt deshalb zur Abweichung, die wiederum zur Abweichung führt. Und es fällt schwer, aus dieser Spirale auszusteigen.

Das Perfide der Situation besteht darin, dass Doping angesichts der Vielzahl der Verwendungsgründe ein *überdeterminiertes Phänomen* darstellt. Dies macht die Dopingbekämpfung so ungemein schwer und hat

bei nicht wenigen Dopinggegnern das Gefühl der Vergeblichkeit hervorgerufen. Hat man ein einzelnes Dopingmotiv durch bestimmte Maßnahmen weitgehend unter Kontrolle gebracht (Beispiel: die soziale Absicherung von Spitzensportlern durch integrative Maßnahmen in Gestalt von Laufbahnplanung, Berufsausbildung oder -vermittlung), existieren noch viele andere Gründe, die Sportler dennoch zum Doping verleiten können: Doping zum Zwecke der Identitätsbehauptung, zur Vermeidung von Wettbewerbsnachteilen und Misserfolgserfahrungen, zur Absorption von Unsicherheit, zur Absicherung ökonomischer Interessen, zur Kompensation von Verletzungen oder alterbedingten Leistungseinbußen.

Dopingbekämpfung als Konstellationsmanagement

Abweichendes Verhalten im Spitzensport in Gestalt eines heimlichen Dopings fällt, wie die vorhergehende Analyse zeigen sollte, nicht vom Himmel. In der Sprache des amerikanischen Techniksoziologen Charles Perrow (1984) erscheint Doping als ein "normal accident", der sich aufgrund genau benennbarer sozialer Bedingungen immer wieder neu ereignet. Angesichts der mehrfaktoriellen Fundierung der Dopingmotivation und der engen Verknüpfung der devianzauslösenden Elemente mit der Logik des Leistungssports und dessen Entfesselung durch Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum (Bette 2008) ist zunächst einmal festzuhalten, dass ein Königsweg zur Eliminierung des Dopingproblems nicht in Sicht ist. Gerade weil Doping mit den biographischen Risiken der Athletenkarriere zu tun hat, wird es nicht gänzlich zu eliminieren sein. Es kann demnach nur um eine effektive Eindämmung des Dopings gehen.

Aus der Sicht der Soziologie kann eine Dopingbekämpfung nicht ausschließlich und nicht einmal vorrangig auf die bisher üblichen personenorientierten Maßnahmen setzen. Kontrollen und Bestrafungen sowie Charakterstärkung durch Fairplay-Initiativen haben ihren Sinn, bleiben aber bestenfalls Stückwerk, wenn sie nicht von wirksamen Maßnahmen auf der strukturellen, überpersonellen Ebene begleitet werden. Da Doping ein Konstellationsprodukt ist, muss letztlich die dopingerzeugende Konstellation verändert werden. Dopingbekämpfung ist daher zuallererst als Konstellationsmanagement (vgl. detaillierter Bette und Schimank 2000; 2002: 372ff; 2006: 223ff) zu konzipieren und zu realisieren: als gezielte Umgestaltung der Konstellation in Richtung einer Eröffnung neuer Handlungskorridore, die *nicht* zum Doping führen.

Anti-Doping-Maßnahmen müssten deshalb mit all jenen Sozialbereichen abgestimmt werden, die ihren Anteil an der Veränderung des Risikopro-

films spitzensportlicher Karrieren beigesteuert haben. Eine effektive Dopingbekämpfung sollte deshalb nicht nur in den Sportverbänden stattfinden, sondern müsste durch entsprechende Maßnahmen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft sowie in den Massenmedien abgestützt werden. Was könnten die externen Bezugsgruppen nun konkret tun, um dem organisierten Sport bei der Eindämmung des Dopings zu helfen, ohne hierbei auf eine Bedienung ihrer Eigeninteressen zu verzichten? Antwort: Sie müssten ihre spezifischen Steuerungssprachen nutzen, denn nur in diesen können sie handeln und auf externe Informationen reagieren. Die *Politik* hätte ihren durch Macht definierten Geltungskontext selbstbewusst ins Spiel zu bringen, um dem organisierten Sport die Erkenntnis zu vermitteln, dass die Einhaltung selbstgesetzter Regeln² und die Beseitigung von Vollzugsdefiziten sich mehr auszahlen als die weitverbreiteten Strategien des Wegschauens oder der klammheimlichen Dopingakzeptanz. Staatliche Instanzen könnten durch ihre Zugriffsrechte auf Geldmittel gezielte Anreize für eine ernsthafte Dopingbekämpfung setzen und die Vergabe der Fördermittel an faktisch geleistete Maßnahmen der Dopingbekämpfung koppeln oder dem Sport durch ein scharfes Anti-Doping-Gesetz dabei helfen, an die Hintermänner der sich dopenden Athleten heranzukommen. In einigen Ländern – Frankreich und Italien – ist man diesen Weg gegangen und hat damit bemerkenswerte Erfolge erzielen können. Eine derart von außen stimulierte Kontextsteuerung liefe über politische Verteilungsentscheidungen, dosierte Junktin-Forderungen und die Ausarbeitung gesetzlicher Rahmenrichtlinien für ein erwünschtes und unerwünschtes Verhalten der individuellen und korporativen Sportakteure.

Wirtschaftsunternehmen müssten ihre Gelder nur denjenigen Verbänden verfügbar machen, die ihre Athleten unangemeldeten und intelligenten Dopingkontrollen unterwerfen und über ein funktionierendes An- und Abmeldesystem verfügen. Veranstalter dürften nur diejenigen Sportler zu hochdotierten Wettkämpfen einladen, die sich nachweislich den Kontrollverpflichtungen im Vorfeld der Wettbewerbe gefügt haben. Mit Geld, das man den Sportorganisationen zur Verfügung stellt oder bei beobachteter Devianz und Kooperationsverweigerung auch wieder entzieht, lässt sich viel erreichen. Die *Medien* hätten das Sportgeschehen durch eine entsprechende Informationsübermittlung in Gestalt einer kritischen und investigativen Sportberichterstattung zu kommentieren. Und

² An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass die Subventionierung des organisierten Spitzensports nur deshalb für politische und wirtschaftliche Sponsoren legitimierbar ist, weil der Sport sich eigene Regeln und Verhaltensaufgaben gegeben hat, die nicht gegen Recht und Gesetz verstoßen.

das *Sportpublikum* hätte, obwohl es keine organisierte Kollektivität darstellt, derartige Maßnahmen durch Interesse bzw. gezieltes Desinteresse abzustützen. Die *Wissenschaft* könnte diese Initiativen zusätzlich durch die Entwicklung geeigneter Nachweisverfahren sowie die Produktion intersubjektiver Wahrheit und die Formulierung von Orientierungswissen begleiten.

Worauf es also ankäme, wäre eine *intelligente Verknüpfung von Selbststeuerung und Kontextsteuerung*. Kontroll- und Eindämmungsversuche, die „nur“ auf einzelne Personen und nur auf den Sport abzielen, sind hingegen zum Scheitern verurteilt. Eine Beschränkung der Dopingbekämpfung auf die Athleten als individuelle Akteure oder die medizinischen, juristischen oder ethischen Dimensionen des Problems wäre eine Verkürzung, die den Misserfolg schon vorprogrammiert hätte. Die wirtschaftlichen, politischen und medialen Handlungslogiken müssten vielmehr mit ins Gespräch gebracht werden; und dieser Diskurs hätte letztlich darauf ausgerichtet zu sein, dem Sport in dessen Sprache zu verdeutlichen, dass Doping sich nicht länger lohnt. Die wichtigsten Bezugsgruppen des Sports müssten also mehr als bisher üblich, Einfluss auf das nehmen, was im Sport passiert – und zwar nicht allein auf der Grundlage von Moral und Appell, sondern in Gestalt einer Erhöhung oder Verknappung der ihnen zur Verfügung stehenden Steuerungsmedien.

Befürchtungen, dass Maßnahmen dieser Art die Autonomie des organisierten Sports gefährdeten, sind abwegig, weil der organisierte Sport mit der alleinigen Bearbeitung eines Konstellationsphänomens, wie Doping es darstellt, eindeutig überfordert ist. Autonomiebedrohend wäre es eher, auf externe Hilfen dieser Art zu verzichten und mit dem weiterzumachen, was bisher an Nichthandeln, Wegschauen und symbolischer Politik in den Fachverbänden passiert ist. Viele Sportverbände benutzen bis heute die Autonomieidee, um nichts oder wenig gegen Doping zu unternehmen. Hier ist an das Motto zu erinnern, das oben bereits genannt wurde: Kollektiv erzeugte Probleme können nur kollektiv gelöst werden! Nur dem Sport als demjenigen Teilsystem die Problembearbeitung zu überlassen, in dem die Probleme augenscheinlich anfallen und kulminieren, hieße, auf effektive Gegenmaßnahmen freiwillig zu verzichten.

Trotz ihrer externen Beobachterposition kann die Soziologie mit ihrem Vorschlag eines Konstellationsmanagements nicht den Anspruch erheben, den Stein der Weisen gefunden zu haben und von diesem aus letzte Wahrheiten für alle verpflichtend verkünden zu können. Sie kann auch nur »ihre« Wahrheit vermitteln und als Orientierungshilfe anbieten. Es bleibt dann den Konstellationsakteuren überlassen, aus diesem Wissens-

angebot jene Informationen abzuleiten, die dazu beitragen könnten, die problematischen Externalitäten der jeweils eigenen Handlungslogik besser beobachten und reflektieren zu können. Allerdings ist es auch Aufgabe einer seriösen, sich selbst in ihren Möglichkeiten und Grenzen mitbeobachtenden Soziologie, über die Wirkungs- und Umsetzungschancen ihrer Vorschläge nachzudenken. In diesem Sinne hat sie auf erwartbare Probleme bei der Etablierung eines Anti-Doping-Pakts hinzuweisen.

Schwierigkeiten bei der Umsetzung sind wie folgt zu erwarten: Die Verbreitung soziologischen Wissens über die dopingerzeugende Akteurkonstellation unterliegt, erstens, den Selektionsstandards und Sinnverarbeitungsregeln der Massenmedien, falls breite Wirkungseffekte intendiert werden. Eine personenunabhängige und auf Moralisierung und Skandalisierung verzichtende Berichterstattung über die Existenz und Wirkungsweise der Akteurkonstellation ist unter diesen Bedingungen schwierig durchzusetzen, zumal die Massenmedien dann auch intensiv über sich selbst und ihre Rolle zu berichten hätten. Dies wird insbesondere dem Fernsehen, einem bildorientierten Medium, schwer fallen. Schließlich treffen die diversen Sendeanstalten mit dem Publikum auf einen Prinzipal, der mit der Möglichkeit des Abschaltens und des Nichthörenwollens über eigene Verwicklungen über wirksame Exit-Optionen ihnen gegenüber verfügt. Wer beispielsweise die Fernsehzuschauer mit zu viel Dopingberichterstattung traktiert und langweilt, geht das Risiko ein, seine Klientel abzuschrecken oder gar zu verlieren. Außerdem ist das Publikum bislang noch eine unorganisierte Kollektivität, die auf Massensbasis nicht handlungsfähig ist.

Zweitens ist die Einsicht der Konstellationsakteure in die eigene Verstricktheit in das Dopingproblem noch nicht weit verbreitet, weil ein kollektives Lernen offensichtlich dadurch erschwert wird, dass die Resultate etwaiger Lernprozesse im Geflecht zwischen »talk« und »action« hängenbleiben und deswegen nur halbherzig umgesetzt werden (vgl. Bette und Schimank 1996). Der bisherige personenfixierte Umgang mit Doping, der sich seit Jahrzehnten »bewährt« hat, hilft dabei, das Problem auf den Sport und dessen Akteure abzuschieben und die eigenen Verstrickungen und Handlungsdilemmata unthematisiert zu lassen. Sowohl Sponsoren und politische Finanzgeber als auch Massenmedien und Publikum wehren sich bis heute energisch dagegen, durch das Dopingthema in irgendeiner Weise mitkontaminiert zu werden. Doping ist schließlich kein Thema, das mit der Leichtigkeit des Seins, mit Spaß, Lebensfreude, Gesundheit oder Fairness zu tun hat und mit dem man gerne Werbung in eigener Sache betreiben möchte. Es ist vielmehr extrem negativ besetzt, da es auf betrügerische Machenschaften, Lügen, Verheimlichen und das Hintergehen offizieller Verhaltensstandards hin-

deutet. Außerdem sind die physischen, psychischen und sozialen Konsequenzen des Dopings alles andere als erfreulich. Athleten ruinieren ihre Gesundheit und tragen soziale Folgeschäden davon; nicht wenige sind daran bereits gestorben. Und auch die Körpersäfte, mit denen Biochemiker und Pharmakologen zu tun haben, wenn sie Doping nachzuweisen versuchen, gehören in die Kategorie des Unappetitlichen. Blut und Urin sind keine Flüssigkeiten, mit denen man in der Öffentlichkeit hausieren geht. Dass Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum nicht mit Doping in Zusammenhang gebracht werden möchten, ist angesichts der negativen Besetztheit dieses Themas verständlich. Man wäscht sich infolgedessen die Hände in Unschuld, verweist auf die Verantwortung der jeweils anderen und trägt so dazu bei, dass die Dopingproblematik auf Dauer gestellt wird.

Erschwerend für die erfolgreiche Durchführung eines Konstellationsmanagements kommt, drittens, hinzu, dass diverse Teilgruppen von Akteuren – z.B. einzelne Medienanstalten oder Wirtschaftsunternehmen – untereinander in schärfsten Konkurrenzbeziehungen stehen und nicht alle gleichzeitig an einem Strang ziehen. Als die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten aus der Life-Berichterstattung bei der Tour de France 2007 ausstiegen, übernahm ein privater Sender am nächsten Tag die Berichterstattung. Und wenn sich ein Wirtschaftsunternehmen stark in der Dopingbekämpfung engagiert und auf eine Förderung von Sportlern verzichtet, die sich mehrfach kontrollunwillig gezeigt haben, lachen sich andere Firmen ins Fäustchen und profitieren klammheimlich von der Dopingdevianz der noch nicht erwischten Sportler. Auch die Konkurrenz von Nationalgesellschaften untereinander führt häufig dazu, dass nicht alle politischen Akteure einen strikten Anti-Doping-Kurs unterstützen – insbesondere wenn nationale Gesinnungen und Identitäten scheinbar auf dem Spiel stehen und durch sportliche Erfolge der eigenen Athleten und Athletinnen stark gemacht werden sollen. Die Auseinandersetzungen zwischen Ost und West führten oft dazu, dass Doping in den entwickelten Gesellschaften des Ostens heimlich im Kampf gegen die »Klassenfeinde« eingesetzt wurde. Demgegenüber wurde in den westlichen Sportverbänden über die Dopingpraktiken der eigenen Sportler hinweggesehen, weil es die Fahne der Freiheit und Demokratie gegenüber den »Staatsamateuren« des Ostens hochzuhalten und ungleiche Startbedingungen zu kompensieren galt.

Ein viertes Hemmnis liegt in der Schwierigkeit begründet, das Konstellationsmanagement im Weltmaßstab zu institutionalisieren und zu synchronisieren: Der Spitzensport hat sich seit Anfang des letzten Jahrhunderts zu einem »global player« entwickelt und entsprechend ausgerichtete Organisationen ausgeprägt. Er konnte sich aus einzelnen National-

gesellschaften herauslösen und in ein transnationales Gebilde transformieren. Der Spitzensport ist heute ein »laterales Weltsystem« (Willke 1998: 380f) – ebenso wie die modernen Finanzsysteme, die Massenkommunikation und die zeitgenössische Popkultur. Ein Konstellationsmanagement hätte demnach nicht nur die internationalen Sportorganisationen zu erfassen, sondern auch die globalen Spieler in Wirtschaft, Politik und Massenmedien zusammenzubringen. Auch wenn die Internationalisierung der Sportorganisationen bereits weit fortgeschritten ist und auf dieser Ebene erste Erfolge in der Handhabung des Dopingproblems erkennbar sind (Beispiel: die Standardisierungseffekte in der Dopingbekämpfung durch die Einrichtung der Welt-Anti-Doping-Agentur), haben sich die anderen Konstellationsakteure noch nicht in einer erkennbaren Weise zu verhandlungsfähigen supranationalen Einrichtungen zusammengefunden. Die Uneinsichtigkeit der außersportlichen Akteure im nationalen Kontext verdoppelt und verstärkt sich durch ihre Uneinsichtigkeit, auf der internationalen Ebene einen Anti-Doping-Pakt zu etablieren. Analoge Schwierigkeiten gibt es seit Jahren im Umgang mit ökologischen Problemen, wenn sich ein starker und mit Sanktionsmacht ausgerüsteter Akteur, die Vereinigten Staaten, weigert, ein wichtiges Umweltprotokoll zu unterschreiben und die dort festgeschriebenen Selbstverpflichtungen einzuhalten.

Ein „Runder Tisch“ wäre die geeignete Institution, um eine „konzertierte Aktion“ aller Beteiligten zu beratschlagen und zu beschließen. Mit einem derartigen integrativen Mechanismus sind in anderen Gesellschaftsbereichen bei ähnlich schwierigen Problemkonstellationen durchaus Erfolge erzielt worden. Neben all den genannten Akteuren – einschließlich der Repräsentanten des Publikums – dürfte der soziologische Beobachter nicht fehlen. Auch er sollte seine spezifische Sichtweise einbringen – aber nicht als eine in irgendeinem Sinne überlegene Deutung, sondern wiederum als eine neben anderen. Es geht also nicht um Patentrezepte, sondern um eine weitere Stimme im Gespräch. Was den Soziologen – abgesehen von seiner spezifischen Perspektive – von den anderen Beteiligten unterscheidet, ist die Tatsache, dass er nicht praktisch in die Dopingkonstellation verwickelt ist, sondern diese als Außenstehender analysieren und kommentieren kann. Vom unmittelbaren Handeln entlastet zu sein, hat den Vorteil, ohne manifeste Eigeninteressen urteilen zu können. Dadurch vermag der Soziologe Dinge beim Namen zu nennen, die vielleicht für die anderen Akteure Tabu sind, und kann so Denkverbote der Konstellation ignorieren und dadurch außer Kraft setzen. Wenn es freilich um die praktische Realisierbarkeit und Umsetzung bestimmter Maßnahmenbündel geht, hat er sich mangels eigener Konstellationserfahrung zurückzuhalten. Der Soziologe entwirft

Deutungsszenarien, und die Konstellationsbeteiligten müssten diese auf ihre Handlungsbedingungen und -möglichkeiten beziehen und entsprechend umarbeiten. Auf welche Ideen ein „Runder Tisch“ kommen könnte, ist nicht abzusehen. Aber als sicher ist zu verbuchen, dass sich das Dopingproblem mit den bisherigen Vorgehensweisen nicht lösen lässt.

Dynamiken der Abweichung wirken nur dann zwangsläufig, wenn die devianzstimulierenden Konstellationsbedingungen unverändert bleiben. Ansonsten bestehen Möglichkeiten der Abweichungsdämpfung, die sich auch im Fall des Dopings nutzen ließen. Eskalatorische Spiralen und Aufschaukelungseffekte können prinzipiell in ihrer Dynamik begrenzt und zurückgefahren werden, wenn die an der Problemerzeugung beteiligten Bezugsgruppen zur Problemlösung mit herangezogen werden und verhandlungsbereit sind. Ob die Konstellationsakteure ein dauerhaftes Interesse daran haben, ein Konstellationsmanagement durchzuführen und hierbei die Einsichten der Soziologie zu nutzen, um die Dopingrate herunterzufahren, bleibt abzuwarten. Bislang scheinen nicht wenige Akteure in Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum von der »brauchbaren Illegalität« des unentdeckten Dopings der Athleten noch so stark zu profitieren, dass ein dringlicher und pauschaler Veränderungswillen nicht unterstellt werden kann. Die Risikoabwälzung erfolgt bisher hauptsächlich nur zuungunsten der Sportler, wird also vornehmlich auf der Mikroebene virulent. Dort baden die Athleten aus, was auf der Meso- und Makroebene jahrzehntelang versäumt worden ist und noch immer weiter versäumt wird. Nicht nur, dass die Sportler die möglichen, teilweise äußerst gravierenden Gesundheitsgefährdungen des Dopings auf sich nehmen müssen, sie sind auch die Sündenböcke, die im Fall ihrer Entlarvung auf dem Altar hochgehaltener Werte geopfert und mit dem ganzen Inventar sozialer Degradierungszeremonien sanktioniert und diffamiert werden. Wenn die illegitime Innovation durch Doping aufgedeckt und zu einem öffentlichen Skandal gemacht wird, gehören die innere Logik des Leistungssports und die Erwartungsträger in Wirtschaft, Politik, Medien und Publikum nicht zu jenen, die an den Pranger gestellt werden. Indem die außersportlichen Konstellationsakteure auf den Sport und dessen Sozialfiguren verweisen, wenn über Doping kommuniziert wird, entlasten sie sich selbst von einer Mitschuld. Dies sollte die Veränderungswilligen aber nicht entmutigen, sich nach strategischen Allianzen umzuschauen, die als Avantgarde eines Anti-Doping-Pakts mögliche Mitzieheffekte und Vorbildwirkungen erzielen könnten.

Literatur:

- Bette, Karl-Heinrich, 2008: Doping im Leistungssport – zwischen individueller Schuld und kollektiver Verantwortung. In: Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin, Jahrgang 59, Heft 1, 5-11.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank 1995: Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (2., erweiterte Auflage Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006).
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank, 1996: Coping mit Doping: die Sportverbände im Organisationsstreß. In: Sportwissenschaft, 26. Jg., H. 4, 357-382.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank, 2000: Doping als Konstellationsprodukt. In: Michael Gamper / Jan Mühlethaler / Felix Reidhaar (Hrsg.), Doping. Spitzensport als gesellschaftliches Problem. Zürich: Neue Zürcher Zeitung Verlag, 91-112.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank, 2006: Die Dopingfalle. Bielefeld: transcript.
- Bette, Karl-Heinrich, Uwe Schimank, Ulrike Weber, Dominik Wahlig, 2002: Biographische Dynamiken im Leistungssport. Möglichkeiten der Dopingprävention im Jugendalter. Köln: Sport und Buch Strauß.
- Perrow, Charles, 1984: Normal Accidents. New York: Basic Books.
- Rosenberg, Edwin, 1984: Athletic Retirement as Social Death. In: Nancy Theberge und Peter Donnelly (Hrsg.), Sport and the Sociological Imagination. Toronto, 245-258.